

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1883)
Heft: 2

Artikel: Die Volksstämme der Nilagiris oder Blauen Berge in Indien
Autor: Stolz, C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092531>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die
Volksstämme der Nilagiris oder Blauen Berge in Indien.

Von

C. Stolz, Buchhändler.

Wie Ihnen bekannt, erstreckt sich an der Westküste Indiens vom 25. Grad n. Br. bis zum Cap Comorin ein Gebirgszug, der nur etwas südlich vom 11. Grad eine geologisch höchst merkwürdige Unterbrechung erleidet, indem das s. g. Gap (Kluft, Spalte) die nördlichen Ghats von den südlichen und den südöstlich liegenden Anemales trennt. Hier konnte die Bahn Calicut-Madras hindurchgeführt werden, die auf einer Länge von 600 engl. Meilen weder einen Tunnel, noch einen irgend bedeutenden Erdeinschnitt aufweist. An die Ghats im Westen und im Norden an das Wynaad und die Hochebene von Mysore sich anlehnend, von Süden aber ziemlich abrupt aus der Ebene aufsteigend, erhebt sich ein interessanter Gebirgsstock, die Nilagiris oder Blauen Berge, von den Engländern kurzweg die Hills genannt, über den ich Ihnen einiges mitteilen möchte. Ums Jahr 1820 bereiste der Collector von Coimbatore, *Mr. John Sullivan*, sein kleines Reich, und traf an der Grenze von Mysore mit einem Trupp Badagas zusammen, die ihre Producte zu Markt gebracht hatten. Einer derselben bemerkte, dass der Europäer unter der Hitze leide, und lud ihn ein, auf die Berge zu kommen; dort sei es so kalt, dass das Wasser zu Glas werde. Der Collector liess sich das nicht zweimal sagen, und baute sich ein steinernes Haus, noch jetzt Stonehouse genannt, im heutigen Ootacamand (vom Badaga-Wort Hottegamand), dem stattlichen Sanitarium Süd-Indiens. Damit waren so zu sagen die Blauen Berge neu entdeckt, resp. den Europäern nahe gerückt. Nicht dass *Sullivan* der erste Europäer sei, der dorthin kam. Schon früher waren zwei Beamte aus Malabar in der Verfolgung einer muhamedanischen Schmugglerbande auf die Berge gekommen, aber nach Ausrichtung ihres Zweckes wieder abgezogen, und später scheint ein anderer Engländer, *Mc'Leod*, dort gewesen zu sein, wenigstens

trugen mehrere Badagas, die am Tage seines Eintreffens geboren wurden, zur Erinnerung an dieses Ereignis seinen Namen¹⁾. Der erste von einem Weissen gemachte Besuch liegt jedoch um 280 Jahre zurück, Es hatte sich nämlich in alter Zeit, wahrscheinlich während der im neunten Jahrhundert blutig durchgesetzten Wiedereinführung des Shivaitismus in Südindien an Stelle des toleranten Buddhismus eine Colonie verfolgter Thomaschristen auf den Blauen Bergen angesiedelt, ist aber in Ermanglung von Lehrern und Büchern und Anschluss an andere Gemeinden im Laufe der Zeit völlig verkommen. Die Kunde von diesen verlorenen Schafen veranlasste den Bischof von Angamale im Jahr 1603, den jesuitischen Ordenspriester *Jacome Ferreira* auszusenden, um über sie Erkundigungen einzuziehen. Die Reise *Ferreira's* lässt sich nach seinen Berichten bis Melur genau verfolgen; da aber nur einer der Todas, mit denen er in Berührung kam, Malayalam verstand, war die Ausbeute der Expedition sehr kärglich. Von einer Christencolonie konnte nichts Bestimmtes in Erfahrung gebracht werden. Tatsache ist aber, dass die Tradition vom früheren Vorhandensein einer solchen bei Avalanche noch heute unter den Bergstämmen fortlebt, und dass ein Teil des Hochlandes von den Todas Pirgor, von den Badagas Paranganad genannt wird, was gleichbedeutend ist, und Land der Franken oder Christen heisst.

Der erste Weg auf die Hills führte von Malabar aus über den Sispara Ghat. Er war lang und beschwerlich, und die von circa vier zu vier Stunden errichteten Reishäuser mussten zum Schutz gegen nächtliche Besuche von Elephanten und Tigern mit Pallisaden umgeben sein. Später wurde von Metapoliam²⁾ aus eine zum Teil sehr steile Fahrstrasse gebaut, die vor circa fünfzehn Jahren durch eine schöne bequeme Kunststrasse ersetzt wurde; eine andere Strasse führt von Ootacamand hinunter ins Mysoregebiet und wieder eine andere ins Wynaad. Bis nahe an den Fuss des Gebirges, d. h. bis Metapoliam ist eine Zweigbahn der Madraslinie gebaut, und nun fährt vielleicht die Locomotive einer Zahnradbahn den Berg hinauf, wenigstens wurde unser Landsmann Riggenbach zur Untersuchung der Angelegenheit und eventuellen Bestimmung eines Tracés vor einigen Jahren nach Indien berufen.

Da ich hauptsächlich über die *Bewohner* der Blauen Berge referiren möchte, muss ich mich über den landschaftlichen Teil kurz fassen. Von dem circa 9000 Fuss hohen Doddabetta, dem höchsten

¹⁾ In Ermanglung einer genauen Zeitrechnung werden alle irgend auffälligen Vorgänge als Anhaltspunkte für Zeit- und Altersbestimmung benutzt.

²⁾ Bekannt durch ein dort zuerst fabricirtes, feines Baumwollgewebe.

Punkt aus, hat man eine weite Fernsicht nach Nord und Süd, hinunter in die Tamil- und Mysore-Ebenen. Südöstlich steht ein felsiger Berg, das Hulikalldrug¹⁾ mit fast senkrecht abfallender Wand nach Osten. Im Nordosten ist der Ranga-Swamy Peak, im Südwesten der Mukurty Peak, in seiner Nähe ein schwer zugänglicher Berg, auf welchem nach der Meinung der Todas der Baum des Lebens wächst, dessen Blätter Unsterblichkeit verleihen. Leider hat sich keiner von ihnen die Mühe genommen, selbst nachzusehen. Die Scenerie des Hochplateaus ist hübsch, aber ohne grosse Abwechslung, die Hügel und Berge sind meist mit Gras bewachsen; unter die Sehenswürdigkeiten zählen einige Wasserfälle, von denen mir aber nur einer zu Gesicht kam. Der Pflanzenwuchs ist nicht bedeutend. Gebaut werden Weizen und Gerste, von *Sullivan* eingeführt, drei bis vier Hirsearten, Spelt, eine Erbsenart²⁾, Linse, Münze, Zwiebeln und Knoblauch, sehr gutes Opium, Senf und neuerdings Kartoffeln. Von Europäern sind Plantagen von Thee, Kaffee³⁾ und Cinchona angelegt. Interessant sind die Farren- und Rhododendronbäume, die luxuriös gedeihen, sowie der aus Australien eingeführte Kampherbaum⁴⁾, der in einer nach unseren Begriffen fabelhaft kurzen Zeit zu enormer Höhe heranwächst.

Das Klima dieser Gebirgsinsel ist ein sehr angenehmes, obschon den Tag über die Sonne intensiv, und die Winde oft recht scharf sind. Es fehlen mir genaue meteorologische Angaben, doch glaube ich nicht, dass die Temperatur im Schatten, natürlich in entsprechend gebauten Häusern, 15° R. oft übersteigen wird. Im December kann man oft Reif, in Ootacamand hie und da Eis sehen, und ein Kaminfeuer gehört dann entschieden zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Die mittlere Jahrestemperatur schätze ich in den höheren Lagen auf 10—12° R. Im December 1865 ritt ich eines Morgens früh bei 3° über Null auf den Doddabetta im Schlafrock, in Ermanglung eines anderen ebenso warmen Kleidungsstückes, musste aber beim Abstieg, der mich in eine Schlucht führte, denselben als Schutz gegen eine fast betäubende Hitze verwenden, so dass es immerhin sehr empfindliche Gegensätze gibt. Europäische Niederlassungen bestehen in Ootacamand, Coonoor, Tschagatalla oder Wellington, wo ein europäisches Regiment stationirt ist; dann neben zerstreuten Pflanzernwohnungen das Lawrence-Asylum für

1) hulikalldurga = Tigersteinfestung. Auf der Höhe sind die Ruinen eines von Tippu zerstörten Forts, und im Walde auf der Westseite hausen gern Königstiger.

2) *Cicer arietinum*.

3) Eine derselben, vielleicht die höchste der Welt (circa 7000 Fuss hoch), liegt unter dem Hulikalldrug.

4) *Eukalyptus globulus*.

Soldatenkinder in der Nähe von Ootacamand, die Basler Missionsstation Ketü, früher Government-Farm, dann Privatsitz des Madras-Gouverneurs, *Lord Elphinstone*, später Eigentum *Casamajors*, der die Besetzung der Mission vermachte; eine andere Station ist Kotagherry, wo auch einige Engländer niedergelassen sind.

Sehen wir uns nun nach den verschiedenen Volksstämmen um, die seit undenklicher Zeit diese Berge bewohnen. Es sind ihrer fünf: die Todas, Badagas, Kotas, Kurumber und Irulas. Genau genommen, zählen die Irulas nicht mit, da sie am unteren Saum des Gebirges wohnen und auch sprachlich von den andern unterschieden sind. Sie reden einen Dialekt des Tamil, während die andern vier Stämme Dialekte des Canaresischen sprechen, dessen Gebiet sich von den Nilagiris aus nördlich durch das Mysoreland, einen Teil des Nizamsgebietes und Süd-mahratta bis etwas über Bédschapur hinaus erstreckt. Der ethnographisch interessanteste Stamm sind jedenfalls die Todas, welche sich als die Herren des Gebirges betrachten, und um ihrer äusseren Erscheinung, ihrer eigentümlichen Gebräuche und ihrer primitiven religiösen Anschauungen willen die Aufmerksamkeit der Reisenden und Gelehrten vielfach, und mehr als ihnen gut war, auf sich gezogen haben. Wegen der überall auf den Bergen sich vorfindenden Cromlechs und Cairns halten einige sie für keltischen Ursprungs, wegen ihres hohen Wuchses und ihrer Adlernasen machen andere aus ihnen Nachkommen römischer Colonisten, und die dritten wollen in ihnen sogar einen Rest der verlorenen zehn Stämme Israels sehen, weil unter ihnen kein Götzendienst herrsche; sie selbst nehmen in aller Bescheidenheit an, dass ihre Ahnen auf den Blauen Bergen erschaffen worden seien. Die Brahminen in der Ebene behaupten, die Todas haben zum Gefolge *Ramas* auf seinem Kriegszug nach Lanka gehört und seien auf die Hills desertirt, um unabhängig zu sein. Sanyasis dagegen sagen, sie seien mit den Konds verwandt.

Mein Gewährsmann, Missionar *Metz*, ein gemüthlicher, aber immerhin kritischer Schwabe, der über zwei Jahrzehnte unter dem Bergvolk gearbeitet hat, jeden Weg und Steg kennt, mit jedermann in seiner Sprache reden kann und alle Phasen der Volksgunst, von einer fast abgöttischen Verehrung bis zur schändlichsten Verlästerung, mit unverwüthlichem Gleichmut durchgekostet hat, kommt bezüglich dieser verschiedenen Hypothesen zu folgendem Resultat:

Die Tatsache, dass die Todas trotz ihrer Pietät für die Toten es ruhig geschehen lassen, dass die Cairns von Fremden geöffnet werden, ist ein sprechender Beweis gegen die Annahme, dass diese von ihren Voreltern herrühren, besonders wenn man dazu nimmt, dass diese Gräber oft Reste von Sicheln und Pflugscharen enthalten, folglich von

einem ackerbaureibenden Volke herrühren, was die Todas durchaus nicht sind. Dagegen spricht vieles für die Annahme, dass dieselben, wenn sie nicht von einer ausgestorbenen Race herrühren, das Werk der Vorfahren der Kurumbas sind, die jetzt an die Abhänge der Berge, in oft ganz fieberische Gegenden verdrängt sind, während sie nach ihrer Tradition früher das Hochplateau bewohnt haben. Diese haben eine abergläubische Verehrung für die in ihrem Bereiche liegenden Cairns, als Sitze ihres Gottes, während die Badagas und Kotas aus Furcht vor Geistern es nicht wagen, ohne die Gegenwart eines Europäers sich ihnen zu nähern. Es geht eine gemeinschaftliche Sage unter den Badagas, Todas und Kotas, dass diese Gräber einer bösen Race angehört haben, die, obgleich klein von Statur, sehr stark gewesen und um ihrer Bosheit willen von Gott vertrieben worden sei. Diese Beschreibung passt insofern auf die Kurumber, als sie nicht nur kleinen Wuchses sind, sondern auch von den andern Stämmen gefürchtet und verabscheut werden. Jedenfalls wird die Aussage, dass die Cairns von den Vorfahren der Todas herkommen, nur von solchen gemacht, die bereits von Engländern ausgefragt worden sind. Diese klugen Naturkinder hatten bald herausgefunden, welche Antworten am meisten ziehen, und sind um die Kleinigkeit von einigen Rupies zu irgend welcher Auskunft bereit. Dagegen hat mein Gewährsmann niemals aus dem Munde von Todas, die nicht auf diese Weise präparirt waren, eine Aussage in diesem Sinne vernommen.

Die Judennythe ist kaum der Beachtung wert, weil mit gleichem Recht auch die Muhammedaner, die keine Götzenbilder haben, als Juden rubricirt werden könnten. Ebenso erscheint es gewagt, aus der äusseren Erscheinung der Leute ohne gleichzeitige Wahrscheinlichkeitsbeweise anderer Art die römische Abstammung ableiten zu wollen.

Da die Todas weder Literatur, noch irgend welche Inschriften besitzen, fehlt jeglicher Anhaltspunkt, die Zeit ihrer Ansiedlung auf den Bergen festzustellen. Wahrscheinlich ist, dass diese ums Jahr 1000 geschehen sein muss. Einige ihrer Traditionen und einige Eigentümlichkeiten in ihrer Sprache berechtigen zu dem Schlusse, dass sie von einer Bergkette nordöstlich von den Hills eingewandert sind, und dass ein Teil des Stammes sich in nördlicher Richtung, bei Collegal, angesiedelt hat, indem mein Gewährsmann öfter von ihnen gebeten wurde, die dortigen Leute zu besuchen und über ihr Ergehen, d. h. über die Zahl ihrer Herden, zu berichten.

Der ganze Stamm zählt noch etwa tausend Köpfe und ist in fünf Klassen eingeteilt: die Peiky, Pekkan, Kuttan, Kenna und Tody, von denen die erste als die vornehmste gilt. Da diese Klassen sich nicht durch Heirat vermischen, haben wir hier wohl eine Reminiscenz des indischen

Kastenwesens. Diese Klassenheiraten und die unter ihnen herrschende Polyandrie machen es erklärlich, dass in den Familien sehr wenige Kinder zu finden sind, selten mehr als zwei oder drei, oft nur eines oder gar keines. Wenn daher nicht eine gründliche Änderung in den Sitten und Gebräuchen des Stammes eintritt, so ist sein Verschwinden von der Erde nur eine Frage der Zeit. Das Weib gehört den Brüdern einer Familie gemeinschaftlich, und die Kinder werden denselben nach dem Seniorat zugeteilt, so dass zwischen Eltern und Kindern wenig oder gar keine wirkliche Anhänglichkeit besteht. Früher wurde aus Sparsamkeitsrücksichten in jeder Familie nur eine Tochter am Leben gelassen, die übrigen erdrosselt. Diesen Unfug hat der schon genannte Collector *Sullivan*, der das volle Vertrauen des Volkes besass, vermittelst Überredung beseitigt, und nun ist es so weit gekommen, dass manche Todas es doch ehrenhafter finden, in Monogamie zu leben.

Es wurde vielfach angenommen, dass dieses Völklein keinen sichtbaren Gegenstand göttlicher Verehrung habe, aber dem ist nicht so. Eine Büffelglocke repräsentirt ihnen Hiriadéva, d. h. den ältesten oder vornehmsten Gott, vor welchem die Priester Libationen von Milch darbringen und beten. Sie machen aber einen Unterschied zwischen ihrem Hiriadéva und dem Gott der Christen, den sie Usuruswámi, Herr des Lebens, nennen. Ist irgend eine Streitsache wegen Weibern oder Büffeln zu entscheiden, so geschieht dies durch den Priester, der sich als vom Glockengott besessen ausgibt, wie rasend herumspringt, sich mit dem Stock bearbeitet und brüllt, bis die Umstehenden genügend unter dem Einfluss der Furcht stehen. Dann wird das Urteil gesprochen, und der Priester begibt sich in den Tempel, während die Versammelten sich vor demselben auf den Boden werfen und einen engen Durchgang lassen, damit die Gottheit, wenn sie den Priester verlässt, hindurchkann. Curios ist, dass die Orakelsprüche gewöhnlich zu Gunsten derer ausfallen, die am meisten zu bezahlen im Stande sind, so dass die Priester, um berechtigten Zweifeln in die Gerechtigkeit derselben zu begegnen, hie und da genötigt sind, sich als von einer sehr gefürchteten, in Massanagudde residirenden Gottheit besessen auszugeben, die dann durch Opfer wieder besänftigt werden muss.

Ausserdem gibt es noch einen Jagdgott, von welchem Hilfe gegen Tiger erwartet wird, und neben Hiriadéva einen Gott Aevónu, dessen Namen sie ängstlich geheim halten, der aber meinem Gewährsmann gelegentlich bekannt wurde. Als die Todas aus einer Unterredung gewahr wurden, dass er ihn wisse, wurde er wieder und wieder, zum Teil in stürmischer und zudringlicher Weise, nach dem Namen des Verräters gefragt, um diesen bestrafen zu können. Dieser Gott soll die heiligen Glocken in ihren Tempel gebracht haben, über welche je eine

mindere Gottheit das Regiment führen soll. Ihre Namen sind: Kurpully, Dechva, Teerbuschva und Peshtiva. Wahrscheinlich sind dies Namen der Häuptlinge, unter deren Anführung die Ansiedlung auf den Blauen Bergen geschah, und war Aevónu der gemeinschaftliche Fürst. Möglicherweise wurden nach dem Tode dieser Häuptlinge ihre Herdenglocken als Zaubermittel gegen wilde Tiere aufgestellt und später mit allerlei Tradition bis zur Vergötterung umgeben.

Der Mukurty Peak ist nach der Meinung der Todas der nächste Weg in den Himmel. Dort ist eine Art himmlischer Zollwächter postirt, und von dort machen die Seelen der Abgeschiedenen und der für ihren Milchbedarf geschlachteten Büffel den Sprung in das Jenseits oder, wie sie sich ausdrücken, in den andern District. Ohne Büffel kann sich der Badaga weder einen diesseitigen noch jenseitigen Glückszustand vorstellen.

Früher an sieben, jetzt nur noch an drei Orten sind priesterliche Einsiedler mit je einem Gehülften in heiligen Hainen stationirt; ersterer heisst Pálaul¹⁾, letzterer Kávilaul²⁾. Der Pálaul ist die heiligste Persönlichkeit unter den Todas und darf nur aus der Entfernung und auf specielle Erlaubnis angedet werden. Früher war sein Einfluss sehr gross, beginnt aber zu schwinden. Zum Unterhalt der Beiden ist je eine Herde heiliger Büffel vorhanden. Selten verlässt der Pálaul seine Station, und das nur, um in den Badagadörfern Requisitionen zu machen, die ihm aus Furcht vor seiner vermeintlichen Zauberkunst nicht verweigert werden. Ausserdem hat jede Niederlassung einen Priester, der das Melken der Büffel zu besorgen hat; denn das darf von profanen Händen nicht geschehen. Diese werden aus der Peiky- oder Pekkanklasse genommen und haben eine Vorbereitung von einem Monat durchzumachen, wobei sie zwei Tage und Nächte ohne irgend welche Bedeckung im Walde zubringen müssen. Nachdem die dreissig Tage der Reinigung vorüber sind, heissen sie Varschály, ihr Gehülfe Tárvály.

Die Todas werden von den anderen Stämmen als Herren des Bodens anerkannt und erhalten von ihnen einen Tribut in Getreide und anderen Naturalien. Neuerdings empfinden aber die Badagas Lust, diese Auflage abzuschütteln, und hätten es wohl bereits getan, wenn sie nicht der Meinung wären, die Todas verstehen sich auf Zauberei und seien im Stande, die Seuche unter ihre Herden zu schicken. Die Todas wiederum fürchten die Kurumber aus dem gleichen Grunde, und beide zusammen halten die Badagas im Schach. Diese prätedirte übernatürliche

¹⁾ D. h. Milchmann.

²⁾ D. h. Hirte.

Macht ist übrigens den Todas vor Etablierung des englischen Regiments oft teuer zu stehen gekommen, indem gar mancher als vermeintlicher Urheber von Viehseuchen durch die Badagas aufgeknüpft worden ist, und auch jetzt geht es ohne gelegentliche vollwichtige Prügel nicht ab. Trotzdem lassen sie aus eigenem Interesse die anderen auf ihrem Glauben, resp. Aberglauben.

Mit religiösen Übungen plagt sich der Toda nicht, dafür ist ja der Pálaul da und der Pálikarpál jeder Niederlassung, der ungefähr die Stellung eines Varscháli hat. Sie versammeln sich nicht wie die anderen Stämme in ihren Götterhütten, und ihr ganzes Ceremoniel besteht darin, dass sie bei Betreten ihrer Milchammer die Hand an die Stirn legen und die Nase mit dem Daumen bedecken, mit den Worten: Möge alles wohl (gut) sein.

Primitiv, wie alle Gebräuche dieses Völkchens, ist besonders die Art ihrer Heirat. Am Hochzeitstage kommt die Braut in das Haus ihrer künftigen Männer, beugt sich vor ihnen nieder, und diese setzen ihr zuerst den rechten und dann den linken Fuss auf den Kopf. Dann wird ihr aufgetragen, Wasser zum Kochen zu holen, und indem sie das tut, ist sie zur Frau des Hauses erklärt. Die Männer haben als Morgengabe an die Eltern der Frau 40—60 Mark zu zahlen. Früher war es weniger, aber seit sie gesuchter sind, ist auch der Preis gestiegen. Diese ohne alle Feierlichkeit eingegangenen Ehen werden ebenso leicht gebrochen. Unzufriedenheit mit der Frau berechtigt den Mann, sie fortzuschicken, und ebenso verlässt das Weib ihren Mann, oder Männer, ungestraft, wenn es ihr nicht gefällt. Ehebruch wird nur dann als ein schweres Vergehen angesehen, wenn die Ehre einer angesehenen Familie dadurch geschädigt wird.

Die Feierlichkeiten, die man anderwärts bei Hochzeiten anwendet, scheinen die Todas für Todesfälle reserviert zu haben. Kurz nachdem der Geist seine irdische Wohnung verlassen hat, wird die Leiche auf den Holzstoss gelegt und verbrannt, während einige Büffel geschlachtet werden, um den Abgeschiedenen in der anderen Welt mit Milch zu versorgen. Nachher wird die Asche gesammelt und aufbewahrt. Nach einem Jahr kommt dann die sogenannte trockene Leichenfeier. Früher war es Brauch, dass bei diesem Anlass vierzig bis fünfzig Büffel gekeult wurden, wobei nicht selten die in Wut versetzten Tiere ihre Peiniger an die Hörner spießten. Glücklicherweise hat die Regierung dieser nutzlosen Zerstörung von Eigentum ein Ziel gesetzt durch die Verordnung, dass für einen reichen Mann zwei, für einen armen nur ein Büffel getötet werden dürfe. Die Todas waren im Anfang wütend über diese Einschränkung und drohten mit Auswanderung, sehen aber nachgerade den Nutzen derselben ein. Um aber etwas von

dem alten Glanze beizubehalten, warten sie, bis zwei oder drei Todesfälle ihnen das Recht geben, einen grösseren Aufwand zu machen. Zu diesen Festen werden Angehörige der anderen Stämme eingeladen und bewirtet. Es herrscht ein eigentümliches Gemisch von Trauer und Ausgelassenheit, Tanz und Musik neben Ausdrücken der Trauer in Form von Fragen an die Toten und Wehklagen, wobei je zwei Mann sich mit der Stirne berühren. Es kommt ihnen aber nicht darauf an, während solcher Lamentationen ihre Hand einem Fremden bettelnd entgegen zu halten. Solche Leichenfeierlichkeiten kosteten oft Fr. 1000. — und darüber. Gewöhnlich werden aussen an einer temporären Hütte eine Anzahl Gold- und Silbermünzen aufgehängt, zum Teil ganz altes Gepräge, wie venetianische Zechinen. Die Kotas und Kurumber, die den musikalischen Teil der Feier besorgen, haben das Recht auf die getöteten Büffel, die sie an Ort und Stelle ausweiden, um Haut und Stücke Fleisch mitzunehmen.

Es war früher unter den Europäern die Meinung, dass die Todas eine eigene, dem Sanskrit verwandte Sprache haben; dagegen hat mein Gewährsmann circa 6000 Wörter ihrer Sprache gesammelt und gefunden, dass mindestens drei Viertel derselben auch in den Dialekten der anderen Stämme vorkommen. Was zu obiger Vermutung Anlass gegeben haben mag, ist die eigentümliche pectorale und gutturale Aussprache. Es ist, als ob diese Leute, deren ganzer Gedankenkreis sich um ihre Viehherde dreht, nicht nur in ihren Anschauungen, sondern auch in ihrer Sprache verbüffelt wären; denn die Lieder, mit denen sie die Kinder in Schlaf singen, scheinen eher geeignet zum Verscheuchen wilder Tiere. Ihre Sprache ist denn auch sehr uncultivirt, indem sie das Verb fast nur in der Präsensform gebrauchen, während die Vergangenheit und Zukunft mit Hilfe des Adverbs ausgedrückt wird. Leider haben sie keine Lieder oder Sagen, die ein Licht auf ihre frühere Geschichte werfen könnten; dagegen ist unter den Badagas eine geschichtliche Ballade im Umlauf, die von einem reichen Todahauptling handelt, dessen Büffelherden mit denen anderer berühmter Todas die Milchstrasse bilden. Nur eine Tradition dieser Art ist vorhanden, nach welcher sie von einem eigenen Fürsten regiert, später aber durch den Rádscha von Umatur ihrer Unabhängigkeit beraubt wurden. Dieser Rádscha wurde von seinem Rivalen, einem Ahnherrn der Mysorekönigsfamilie, auf die Berge getrieben und nahm Besitz vom Todaná. Er baute bei Kalhatty ein Fort Malekóte, das, nach seinen Ruinen zu schliessen, ziemlich stark gewesen sein muss.

Was mich an den Todas abgestossen hat, ist einmal die grosse Bettelhaftigkeit, die wohl durch das Interesse, das die Europäer an ihnen genommen haben, wesentlich befördert worden ist, und die diesen

hünenhaften Gestalten herzlich schlecht ansteht. Einem dieser Bettler gab ich einmal $\frac{1}{2}$ Mark, die er mit Entrüstung zurückwies; denn unter 1 Rupie werden derartige Geschäfte nicht gemacht. Wir sind gewohnt, bei einem Bergvolk Mannhaftigkeit und Unabhängigkeitssinn zu suchen, und diese Züge finden sich z. B. bei dem Kurgvolk reichlich, aber bei den Todas habe ich sie ungern vermisst, wenigstens kann ich sie mit Bettelhaftigkeit in meinem Bewusstsein durchaus nicht vereinigen. Das andere, was mir abtossend entgegentrat, ist eine Frechheit der Weiber, wie ich sie sonst nirgends in Indien gesehen habe, wohl auch eine traurige Frucht der Berührung mit Weissen.

Überhaupt herrscht viel Unsittlichkeit unter den Leuten, was bei den zerrütteten ehelichen Verhältnissen kaum anders zu erwarten ist, und wenn die seiner Zeit von *Carl Ritter* auf Grund der Berichte des Capt. *Harkness* geschilderten, fast paradiesischen Zustände jemals bestanden haben, so haben sie sich entschieden überlebt. Die jetzigen Verhältnisse erwecken viel eher den Eindruck, dass die Todas, ähnlich wie andere aussterbende Racen, durch die Berührung mit der Cultur mehr verloren als gewonnen haben.

Die an den Abhängen des Gebirges lebenden *Kurumbas* sind in beständigem Verkehr mit den das Hochland bewohnenden Stämmen, bei welchen sie als Priester und Musikanten fungiren. Ihren eigenen Gott heissen sie Kuribattaráya¹⁾, und opfern ihm gelegentlich eine Ziege oder ein Huhn. Über ihre Vergangenheit sind sie so unwissend als die Todas, die Tradition abgerechnet, dass sie früher das Hochland bewohnt haben. Das Kurumbadorf, Motta genannt, besteht nur aus wenigen Hütten mit einer kleinen Anpflanzung. Nach Angabe der Todas bestehen unter ihnen drei Klassen, die Mullu und Naya Kurumbas und Panias, von denen die zwei letzteren im Wynaad, meist im Dienst von dorthin ausgewanderten Badagas, leben. Jeder Badagadistrict hat seinen eigenen Kurumbapriester, der zur Saatzeit heraufkommt und die erste Hand voll Samen ausstreut, ebenso vor Beginn der Ernte. Wird die Saat durch Insectenfrass geschädigt, so kommt er ebenfalls, um wie ein Kalb zu blöken und dadurch die Insecten zu zerstören. Für diese Dienste erhält der Priester entweder Getreide oder je $\frac{1}{4}$ Rupie für jedes zum Pflügen verwendete Joch Ochsen. Den Mullu und Naja Kurumbas wird die Fähigkeit zugeschrieben, andere durch Zauberei umzubringen, und so gross ist die Furcht vor ihnen, dass nicht selten Badagas, die ihnen unvermutet im Walde begegnen, aus purem Schreck sterben. Die Reaction gegen diese Angst macht sich in gelegentlichen Razzias von Seiten der Badagas und Todas Luft,

¹⁾ D. h. Herr der Schafe.

wobei oft Dutzende von Kurumbas (in den Vierziger-Jahren einmal zwischen 60 und 70) erschlagen werden. Unter den Badagas besteht die Ansicht, dass keinem Kurumba jemals erlaubt sei, sich Reichtum zu erwerben, aus Furcht, er möchte dadurch Einfluss über andere gewinnen. Da wäre also der Zukunftsstaat der Socialisten anticipirt. Wie bereits erwähnt, sind die Kurumbas klein von Wuchs, und in der Fieberluft, in der sie leben, haben offenbar ihre leiblichen und geistigen Fähigkeiten sehr gelitten. Redet man zu ihnen in der einfachsten Sprache über Dinge, die ihrem Gedankenkreise ferne liegen, so stieren sie den Sprechenden unheimlich an und geben durch ihre Antworten zu erkennen, dass sie nichts begriffen haben. Es kostet schon schwere Mühe, sie dahin zu bringen, ruhig zuzuhören; denn zu schweigen, während ein anderer redet, ist ein Grad von Verfeinerung, der ihnen von Haus aus völlig fremd ist.

Die *Kótas*¹⁾ bewohnten früher einen Berg Kollymale in Mysore, nach welchem sie ihr erstes Dorf auf den Hills benannten. Jetzt haben sie sieben ziemlich grosse Dörfer, die alle *Kótagiri* heissen, nämlich *Mélkót* und *Kílkót* im *Paranganád*, *Tirichigiddy Kót* und *Sholeúru Kót* im *Todaná*, je eins im *Mékunád* und der *Kundé-Division* und eins bei *Gudalur* am Fuss des Gebirges. Ihre Sprache ist sehr nahe verwandt mit der der *Todas*, nur ist die Aussprache eine dentale statt gutturale. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass dieser Stamm ungefähr mit den *Todas* sich hier angesiedelt hat.

Die *Kótas*, etwa tausend Seelen stark, sind der einzige Bergstamm, der sich mit Industrie beschäftigt, und sind den anderen deshalb unentbehrlich. Sie haben Gold-, Silber- und Eisenschmiede, Holzarbeiter, Gerber und Seiler, Schirmmacher, Töpfer und Musikanten, und treiben zugleich Ackerbau. Sie sind ein so schmutziges Volk, dass die *Todas*, die doch auch keine Leidenschaft für Reinlichkeit haben, sich völlig entsetzten, als die *Kótas* einmal Lust verspürten, Viehzucht anzufangen. Das Melken der Büffel durch solche Schmutzfinken erschien ihnen als ein Sacrilegium. Auch die *Badagas*, die selbst dem Grundsatz huldigen, dass der Schmutz warm halte, und deshalb ihr Kleid nur etwa einmal jährlich waschen, ziehen sie wegen ihrer Unreinlichkeit auf und behaupten, diese sei der Grund, warum sie zu Palankinträgern für die Europäer gemacht worden seien, nebenbei ein feines Compliment für die Herren des Landes. Ihre Hauptnahrung ist Aas, so dass sie sich nie wohler fühlen, als wenn die Seuche unter den Viehherden der Nachbarn wüthet, wobei sie sich mit den Aasgeiern brüderlich in die Beute teilen. Auch die *Kótas* sind den *Todas* tributpflichtig; aber da

¹⁾ Von *góhotta*, *Kuhtöter*.

sie an deren Zauberkraft nicht glauben, hält es etwas schwer, sie zum Zahlen zu bringen, und die Einzüger müssen sich oft nichts weniger als schmeichelhafte Reden gefallen lassen.

In jedem Kótagiri sind zwei Tempel, vorn und auf der Rückseite offen, einen für Schiva, den sie unter dem Namen Kámataráya verehren, und einen für seine Frau, beide durch eine dünne Silberplatte dargestellt. Sie haben die Sage, dass Kámataráya drei Schweisstropfen von der Stirne gewischt und daraus die Todas, Kurumbas und Kótas gemacht habe; den letzteren habe er Freiheit gelassen, zu essen, was sie wollen. Einen sehr unheimlichen Anblick bietet ein von seinem Gott besessener Kóta, der in diesem Zustand der Raserei die tollsten Geberden macht.

Die Kótas haben jährlich zwei Feste, eines zu Ehren der Götzen, das andere zur Erinnerung an die im Laufe des Jahres verstorbenen Verwandten. Sie beobachten ähnliche Leichenfeierlichkeiten wie die Badagas. Bei der *jährlichen* Feier, die drei bis vier Tage dauert, häufen sie die Asche der Verstorbenen zusammen, tanzen und johlen um dieselbe herum und wälzen sich zur Abwechslung darin. Auch kommen bei diesen Anlässen ekelhafte Szenen der Ausschweifung vor. Am Fest ihres Gottes tanzen Männer und Weiber den ganzen Tag und tragen eine erstaunliche Menge wertvollen Schmuckes. Zu diesem Feste müssen die Badaga-Ältesten sich einstellen auf die Gefahr hin, dass ihnen sonst kein Ackergeräte mehr geliefert wird.

Zur feinen Lebensart der Kótas gehört es, jemand, den man nicht gern anhört, entweder durch lästerliches Reden oder durch täuschende Nachahmung des Hundegebells zum Schweigen zu bringen. Sie sind leidenschaftliche Freunde des Opiums; da ihnen aber der reine Stoff zu teuer ist, machen sie einen Absud von den Mohnkapseln und be-rauschen sich damit.

Die *Irulas* sind nur insofern zu erwähnen, als sie den Badagas am Rangaswamy Peak die Priester liefern, und hie und da in Badagadörfern obscöne theatralische Vorstellungen aus dem Leben Krischnas aufführen. Sie sind Vischnuiten und von Todas und Badagas gleichmässig gefürchtet.

Die *Badagas*, circa 15,000 Seelen zählend, bewohnen etwa 300 Dörfer und Weiler. Sie sind, wie ihr Name besagt, aus dem Norden, von Mysore, eingewandert. Ein Teil wohnte früher bei Nandschanagudde, ein anderer im Gebiet des Rádscha von Umatur und ist mit oder nach diesem auf die Berge gekommen. Die Badagas des Paranganád kamen von Talemale, einer Bergreihe nordöstlich von den Nilagiris. Auch besteht noch eine Verbindung mit Gundelpetta, von wo

Priester alle zwei bis drei Jahre einen Besuch machen und sich für ihre Bemühung mit einem Stück Vieh belohnen lassen.

Obschon dem Auge des Europäers kein Unterschied unter diesem Volke auffällt, bestehen doch unter ihm achtzehn verschiedene Klassen, je mit besondern Eigentümlichkeiten.

Die höchste Kaste sind die Wódearu, die sich als die Gurus und Priester betrachten und sehr selbstbewusst sind. Sie sind unentbehrlich bei Feierlichkeiten und werden von den andern knieend verehrt.

Die Kongaru am Rangaswamy Peak, Lingaiten wie die Wódearu, sind für ihre Geschwätzigkeit berühmt. Eines ihrer Dörfer ist von der Kaste ausgestossen, weil sein Häuptling eine Tochter aus einem andern Badagastamm heiratete und ihr zu lieb Fleisch ass.¹⁾

Die Adikáris zerfallen in zwei Klassen, von denen die eine den Lingam trägt, die andere nicht mehr, weil einer ihrer Häuptlinge vom Hunger getrieben etwas Fleisch gegessen hat. Eine weitere Abteilung ist infolge eines nicht bekannten Vergehens noch tiefer gesunken und darf nur in die unterste Klasse der Badagas heiraten.

Die Kanakaru oder Rechner stammen von einem Tamilmann ab und waren die Gemeinderechner der Rádschas. Sie sind die einzigen unter den Badagas, unter denen die edle Kunst des Schreibens und Lesens sich von Vater auf Sohn fortgeerbt hat. Sie sind die Ärzte und Amuletfabrikanten der Badagas, geben vor, sich auf Teufelaustreibungen zu verstehen, und aspirirten auf eine Stellung ähnlich der der Wódearu, wofür sie heute noch Spott zu hören haben.

Die Tschittre-Klasse kam im Gefolge des Rádscha von Malekóte und ist ein verlorener Posten, seit Tippu Sultan den Rádscha aus seiner Festung jagte. Sie sind ebenfalls Lingaiten, die das Fleischessen mit Ausschluss aus der Kaste bis auf Kinder und Kindeskindern bestrafen.

Die Belli-Klasse behauptet, früher zu den Wódearu gehört und durch irgend ein Vergehen die Kaste eingebüsst zu haben. Sie sind die Geriebensten unter den Badagas, und ein Sprichwort warnt vor ihnen.

Die Háruvaru sind eine verkommene Sorte Brahminen, an denen ausser der Schnur der Zweimalgeborenen und einem unerträglichen Hochmut nur ihr Schmutz bemerkenswert ist.

Diese sieben Klassen werden als die vornehmsten betrachtet, die übrigen stehen tiefer auf der socialen Leiter. Die Zeit erlaubt nicht, ihre Geschichte zu berühren. Jede hat indessen etwas Besonderes, so wird den Anearu nachgesagt: „Glaube nichts von dem, was diese Leute

¹⁾ Bei den Lingaiten eine Todsünde.

sagen, sie lügen immer.“ Die Ketyleute, zur Kastúrikaste gehörend, sind im Geruch des Geizes. Ihnen gilt das Sprichwort: „Wenn du arm bist, so ziehe nicht nach Kety, die Leute dort werden dir nichts geben“, oder: „Sie fordern noch nach hundert Jahren den Zins vom geliehenen Gelde“. Auch für Aufschneiderei und Rechthaberei haben sie einen Namen. Die unterste Kaste, die mit den andern nicht essen darf, sind die Toreas, die überall zerstreut sind. Vor der Einwanderung der Badagas waren diese deren Diener und Wächter und werden noch jetzt von oben herab angesehen.

Die Religion der Badagas ist nicht weit über den Fetischdienst erhaben, indem der Häuptling oder Dorfpriester irgend etwas als Object göttlicher Verehrung aufstellen kann. Es sind nach ihrer Angabe 338 Götter unter ihnen, denen sie aber keine grosse Achtung bezeugen und sie hie und da Lügner heissen oder sonst auf ehrenrührige Weise von ihnen reden. Sie fühlen sich denn auch von den 338 nicht genügend beschützt und steigen oft ins Unterland hinab, um den Göttern ihrer Nachbarn zu opfern.

Früher waren sie alle Lingaiten, weshalb noch jetzt in vielen ihrer Tempel ein roher Stein als Mahalinga (Phallus) aufgestellt ist. Diesem wird Silber geopfert, das sich nach Aussage der Häupter in Erde verwandelt. Wahrscheinlicher ist aber, dass es Silber bleibt und in ungewaschenen Händen verschwindet. Ein anderer Gott, Káriaraya, wird in der Form eines alten rostigen Messers verehrt, welches einem Selbstmörder aus dem Unterland angehört haben soll. Kétaraya ist ein goldener Nasenring und wird von den Toreas verehrt. Gangamma ist die Göttin der Flüsse, Kakkaraya der Gott des Erbrechens. Vírabhattaraya ist eine kleine, fein gearbeitete Figur aus Granit, die vermutlich von den ersten Ansiedlern aus Mysore mitgebracht wurde. Diesem armen Wicht passirte das Unglück, dass sein Tempel verbrannte und er selber in drei Stücke zersprang, so dass er mit Stricken zusammengebunden werden musste.

Diese Angaben werden genügen, Ihnen einen Einblick in das religiöse Leben der Badagas, das für die Beurteilung eines Volkes so wichtig ist, zu geben. Es ist nicht viel Erhebendes darin.

Die Art, wie der Badaga seinen Gott in irgend einer Angelegenheit befragt, ist sehr einfach. Er kniet vor dem Götzen, während der Priester dahinter steht mit einer Anzahl Blumen in der Hand. Wirft er eine Blume rechts, so ist die Antwort bejahend, wenn links, verneinend. Da aber der Priester es in seiner Gewalt hat, links oder rechts zu werfen, so fällt die Antwort gewöhnlich zu Gunsten der Partei aus, die das grösste Douceur bezahlt.

Die Badagas sind unstreitig der intelligenteste und unternehmendste

Stamm der Blauen Berge, auch fleissiger als die Todas, die ausser dem Hüten ihrer Herden und dem Eintreiben des Tributs nichts tun. Doch sind sie nicht so fleissig, dass sie ihren ganzen Getreidebedarf produciren, und sind teilweise auf Zufuhr vom Unterland angewiesen. Im übrigen ist nicht viel Lobendes von ihnen zu sagen. Sie sind unstät und gedankenlos, und frivol in ihrer Unterhaltung, die sich fast ausschliesslich um Geld, Weiber und Ackerbau dreht. Es herrscht auch unter ihnen eine Lockerheit des ehelichen Bandes, die unheilvoll auf die Sitten wirken muss. Es war bis in die neuere Zeit hinein Unsitte, die Weiber anderer durch einen Trupp Todas stehlen zu lassen, so dass es der gleichen Person zwei- bis dreimal passiren konnte, dass sie auf diese Weise von ihrem Manne getrennt wurde. Viele dieser unglücklichen Geschöpfe haben sich dann im Zorn oder Gram durch Opium vergiftet. Diese Art, sich das Leben zu nehmen, ist überhaupt unter den Badagas sehr gebräuchlich, und bei vielen Gelegenheiten ist die Drohung zu hören: „ich werde mich mit Opium umbringen“. Mein Gewährsmann hat durch rechtzeitige Hilfe vielen, die ein tödtliches Quantum dieses Narcoticums geschluckt hatten, das Leben gerettet.

Hochzeitsfeierlichkeiten werden nur bei zwei Lingaitenkasten, den Wodéru und Kongas, beobachtet, im übrigen geht es sehr unceremoniös zu bei der Eheschliessung, wohl weil sich grosse Festlichkeiten bei der unsicheren Dauer der Ehe nicht lohnen; denn weder Mann noch Frau nehmen es schwer, sie zu lösen, wenn es ihnen nicht mehr gefällt. Während der eine sich nicht die Mühe nimmt, sein Haus zu verlassen, sondern seine Braut kommen lässt und ihr den Fuss auf den Kopf setzt mit den Worten: „lebe, lebe, geh' und hole Wasser“, geht ein anderer, ohne ein sauberes Kleid anzuziehen, mit einigen Kótamusikanten in das Haus der Erkorenen, spendet einige Rupies für Bewirtung seiner Freunde und zieht mit seiner Frau heim. Diese erhält gewöhnlich ein Stück Vieh als Mitgift, und wenn die Ehe sich löst, gibt es endlose Streitigkeiten wegen Zurückgabe desselben.

Die Dörfer der Badagas bestehen gewöhnlich aus einer, höchstens zwei Reihen Häuser, ganz aneinander gebaut, so dass man sie für *ein* langes Haus mit Teilwänden ansehen kann. Die Bauart ist ziemlich besser als bei den Todas, reicht aber nicht an die im Unterland übliche, immerhin auch noch bescheidene Bauerei.

Das Kleid besteht aus einem bis an die Knöchel reichenden Hemd aus starkem Baumwollstoff und wird um die Lenden mit einem farbigen Tuche gegürtet. Weisse, d. h. *reine* Kleider sah ich nur bei den dortigen Christen, deren es jetzt etwas über 200 in Verbindung mit der Basler Mission gibt; sonst wird der Schmutz als warmhaltendes Agens treulich geschont, so dass derjenige, der viel mit den Leuten

zu tun hat, dankbar sein dürfte, wenn sein Riechorgan etwas defect wäre.

Zu jedem Dorf gehört eine Umzäunung, in welche abends der ganze Viehstand desselben getrieben wird.

Die Badagasprache steht der canaresischen, von der sie ein Dialekt ist, am nächsten von allen vier Bergidiomen, was sich schon dadurch leicht erklärt, dass die Badagas die jüngsten Ansiedler sind. Der Freund, dem ich die meisten heute gemachten Mittheilungen verdanke, hat im Manuscript zwei Folianten mit Sprichwörtern, Sagen und Geschichten gefüllt, die er dem Völklein abgelauscht hat, und das ist die einzige bestehende Literatur mit Ausnahme des Lukas-Evangeliums, das in Mangalur gedruckt worden ist.

Es ist erfreulich, zu sehen, dass nach Jahrzehnte langer, fast erfolglos scheinender Arbeit der Mission nun auch im Schulwesen, dessen Leitung von der Regierung ihr übertragen wurde, ein Fortschritt zu constatiren ist. Die Leute fangen an, den Wert des Unterrichts zu schätzen, und erst neulich haben die Einwohner eines Dorfes aus eigenen Mitteln ein neues Schullokal errichtet.

Festlichkeiten zu Ehren verstorbener Verwandten werden je acht bis zehn Jahre einmal von reichen Badagas mit einem Aufwand von Fr. 1200—1500 gemacht. Sie währen bis zu einer Woche, und dabei werden täglich circa 400 Personen gespeist. Mein Freund war einmal bei einem solchen Festmahl anwesend, wo bei der Anzeige, dass das Essen bereit sei, die Gäste wie ein Pack Hunde sich darauf stürzten und so wenig Decorum beobachtet wurde, dass mehrere Mann mit Stöcken auf und ab gehen mussten, um die Gäste in Ordnung zu halten. Neben dem Essen ist das Tanzen die Hauptbeschäftigung, es herrscht aber dabei ein solcher wüster Lärm, dass ein Europäer es nicht lange aushält.

Ich schliesse die Schilderung der Badagas mit einer Notiz über ihre Leichenfeierlichkeiten, die ich, soweit es die Verbrennung betrifft, selbst zu sehen Gelegenheit hatte. Ist der Kranke am Sterben, so wird ihm eine in Schmalz getauchte kleine Goldmünze in den Mund gesteckt, und wenn er sie nicht mehr hinunterzuschlingen vermag, um den Arm gebunden. Damit sollen die Reisekosten bestritten werden, bis der Abgeschiedene aus dieser Welt auf der Fadenbrücke ins Tal des Todes gelangt ist. Am folgenden Morgen versammeln sich die Leute von allen Seiten, und die männlichen Gäste beginnen den Totentanz um die Leiche her, während die Weiber zuschauen. Nicht selten kommt es dabei zu ganz obscönen Auftritten, die selbst die Majestät des Todes nicht zurückzudrängen vermag. Während des Tanzes gehen die nächsten Angehörigen weinend um die Leiche, indem sie Esswaren

auf einer Platte oder in einem Korbe tragen und die guten Eigenschaften des Verstorbenen herzählen. Nachdem die Sonne den Zenith überschritten hat, wird angenommen, dass die Seele des Verstorbenen den Himmel erreicht habe; das Tanzen hört auf und die Leiche wird vor das Dorf hinausgetragen. Das nächste ist, dass die Sünden des Verstorbenen in einer feststehenden Form auf ein Kalb¹⁾ übertragen werden, das nachher nie für gewöhnlichen Gebrauch bestimmt wird. Das Sündenbekenntnis wird von Einem gesprochen und das letzte Wort jedes Satzes von den Umstehenden im Chorus wiederholt. Damit ist nach ihrer Meinung die Vergebung der Sünden gesichert.

Das Sündenbekenntnis lautet so:

„..... ist tot.

Hier ist Basava²⁾, geboren von der Kuh Banige.

Er (der Verstorbene) mag 1300 Sünden begangen haben, mögen sie zu den Füßen Basavas liegen.

Er hat eine Schlange getötet: es ist Sünde.

Er hat eine Eidechse getötet: es ist Sünde.

Er hat einen Frosch getötet: es ist Sünde.

Er hat zwischen Brüdern Streit angerichtet: es ist Sünde.

Er hat den Marchstein eines Feldes verrückt: es ist Sünde.

Er hat bei der Regierung eine Klage eingereicht: es ist Sünde.

Er hat anderer Nahrung vergiftet: es ist Sünde.

Er hat Fremde den falschen Weg gewiesen: es ist Sünde.

Er hat seinen Schwestern die Zähne gezeigt: es ist Sünde.

Er hat die heilige Kuh gemelkt: es ist Sünde.

Er hat der Sonne den Rücken zugekehrt: es ist Sünde.

Er hat aus dem Bache Wasser getrunken, ohne ihm Verehrung zu bezeugen: es ist Sünde.

Er hat seinen Nachbar wegen eines guten Büffels beneidet: es ist Sünde.

Er hat mit einem zu jungen Ochsen gepflügt: es ist Sünde.

Er hat ein anderes Weib begehrt, während das seinige noch lebte: es ist Sünde.

Er hat den Frierenden Feuer und den Hungrigen Nahrung verweigert: es ist Sünde.

Er hat seine Verwandten aus dem Hause gejagt und Fremde statt ihrer aufgenommen: es ist Sünde.

Er hat den Armen kein Almosen gegeben: es ist Sünde.

¹⁾ Dieser Anklang an den alttestamentlichen Brauch am grossen Versöhnungstage, sowie anderes, lässt uralten christlichen Einfluss mutmassen, der vielleicht von der verschollenen Christencolonie ausgegangen ist.

²⁾ D. h. der heilige Ochse.

Als sein Kleid an einem Dorn hängen blieb, hat er es im Zorn weggerissen: es ist Sünde.

Er sass auf einer Bank, während sein Schwiegervater auf dem Boden sass: es ist Sünde.

Er hat den Damm eines Teiches durchbrochen: es ist Sünde.

Er erhob seinen Fuss gegen seine Mutter: es ist Sünde.

Obschon seine und seiner Eltern Sünden sich auf 1300 belaufen, mögen sie alle zu den Füßen Basavas gelegt sein. Die Kammer des Todes soll offen stehen, das Meer nahe sein, die fadengleiche Brücke soll fest bleiben, des Drachen Maul und der Hölle Tor seien geschlossen, die himmlischen Wohnungen geöffnet. Er möge sicher gehen auf dornigem Pfad, die silberne Säule sei nahe, möge er die goldene Mauer erreichen und die brennende Säule kalt sein.

Ja, alle seine Sünden seien vergeben; möge es gut mit ihm sein!

Ja, alles sei gut!“

Hierauf gehen die nächsten Verwandten dreimal um die Leiche herum mit Erde auf dem Haupt und Beilen in den Händen, und streuen etwas Staub oder feines Getreide auf das Gesicht derselben. Diese wird dann auf einer Bahre, die mit einem Gestell und bunten Tüchern geschmückt ist, an ein fließendes Wasser getragen und auf den Holzstoss gelegt, zugleich mit ihr alle Geräte und Schmucksachen des Verstorbenen; dann wird der Holzstoss angezündet. Es wird als ein böses Omen betrachtet, wenn es während der Leichenfeier regnet; denn der Regen bedeutet Tränen des Himmels über besonders schwere Sünden, die der Verstorbene begangen haben muss.

Am folgenden Morgen wird die Asche in das fließende Wasser geworfen und etwa unverbrannte Knochen mit grossen Steinen bedeckt. Als Zeichen der Trauer lassen sich die männlichen Verwandten Haupthaar und Schnurrbart rasiren. Etwa unter der Asche sich findende Goldreste werden von niederen Kastenleuten aus dem Unterland gesammelt und ihnen überlassen.

Die Badagas glauben an die Fortdauer der Seele, zwar nicht ohne ziemlich materialistische Vorstellungen von dem Zustand nach dem Tode, aber ohne die bei anderen Hindus herrschende Idee der Seelenwanderung.

Ein ihre Erwartungen von der zukünftigen Welt darstellendes Gedicht legt einer Frau Hattitippé, die zwischen den Nilagiris und der unsichtbaren Welt steht, verschiedene Fragen an ihren Bruder Simpel in den Mund, die dieser beantwortet. Einige Beispiele dieser Antworten mögen genügen: „Wer ohne feierliche Leichenbestattung stirbt, verwirkt sein Eigentum an die Regierung der unsichtbaren

Welt.“ „Selbstmörder werden auch in der anderen Welt beständig hängen müssen.“ „Wer die Witwen beraubt hat und den Armen Geld abgenommen, wird drüben in eine ekelhafte Grube geworfen, und statt etwas zu essen zu haben, hat er nur Tabak zu rauchen.“ „Wer sich mit Opium vergiftet, hat ewig Mohnpflanzen zu begiessen.“ „Das Feld derer, die gerecht gelebt und wohlgetan haben, trägt herrliches Getreide mit ellenlangen Ähren.“ „Wer das irregegangene Vieh eines Fremden auf den rechten Weg bringt, hat reichlichen Milchertrag zu hoffen“ u. s. w.

Das Gedicht schliesst mit einer die ganze Hoffnungslosigkeit des Heidentums charakterisirenden Frage, die unbeantwortet bleibt:

„O Bruder, dort in der Nähe des Weges, der in die Ebene führt, ist eine feurige Säule und ein Fluss, von einem Ufer zum andern ist eine Brücke aus Faden: was ist es?“ — „Das Haus, das Du hier siehst, ist die Wohnung der Seligkeit, das, das Du dort siehst, ist der Platz des Wehes.“ — „O Bruder, ich wünsche in den Himmel zu kommen. Warum bin ich hier, dieses schreckliche Gesicht zu schauen? Wenn nach meinem Tode grosse Leichenfeierlichkeiten gemacht werden, wenn meine Leiche zu Asche verbrannt wird und wenn ich den Zoll am Zollhaus bezahle, kann ich in den Himmel gelangen? oder, Bruder, muss ich in die Hölle versinken?“ — „Ach, meine Schwester, ich weiss es nicht!“

Einige Badaga-Sprichwörter:

Wenn du den Kótas leihst, wirst du arm; wenn den Todas, bist du ein Narr; wenn den Kurumbas, werden sie dich umbringen.

Wenn du etwas weisst, so rede; wenn nicht, so schweige still.

Er wollte einen Tropfen Schmalz retten und warf den Schmalztopf um.

Wenn du vor deinem Fürsten hergehst, so ist es, als ob du hinter deinem Pferd gingest.

Als er nichts hatte, war er zufrieden; jetzt, da er reich ist, ist er unzufrieden.

Was nützen die Pickles im Topf, wenn du zu geizig bist, sie zu essen.

Auf der Spitze der Zunge hat er Honig, an ihrer Wurzel Gift.

Er bittet seinen Freund nicht, wegzugehen; aber er macht einen solchen Rauch in seinem Hause, dass der Freund genötigt ist zu gehen.

Ein armer Mann ist freundlich.

Dem reichen Mann macht der wilde Elephant eine Verbeugung, gegen den Armen hebt die Ameise einen Stein auf.

Kann ein Simpel, der ein hübsches Gesicht hat, sich etwas darauf einbilden?

Der eine sagt: ich habe kein Salz für mein Reiswasser, und der andere will Zucker für seine Milch.

Der Hurer wird vergehen wie eine Handvoll Kot.

Alle Spieler sind für die Hölle bestimmt.

Wo kein Herr (Meister) ist, fällt die Ernte schlecht aus.

An den Sprüngen des Kindes kannst du sehen, wie es sich als Mann betragen wird.

Eine Quelle kannst du verstopfen, aber das Maul eines andern nicht verschliessen.

Wird der, dem eine Büffelkuh geschenkt wird, auch fragen, ob sie Milch gebe?

Übersättigung verursacht Atembeschwerden, viele Worte geben Anlass zu Streit.

Während der Schelm Reis isst, muss sich der ehrliche Mann mit Hirse begnügen.

Kann der, der auf dem Elephanten reitet, vom wilden Schwein beschädigt werden?

Wenn ein Slave reich wird, will er auch bei Nacht den Sonnenschirm tragen.

Einen Menschen mag man hintergehen, wer kann aber Gott täuschen?

Ein zorniger Mann verzehrt sich selbst, wie die Schlange im Monde bei einer Finsternis.

Unterwirf dich dem, das du nicht ändern kannst.